

Die Prüfung

Als sie im Schrittempo losfährt, denkt sie: «Jesses Gott!»
Nach der ersten Fahrstunde bricht sie zusammen. Alina Küttel ist
autistisch. Kann sie die Autoprüfung trotzdem bestehen?

TEXT LIVIA HÄBERLING
BILDER ANNE MORGENSTERN

An einem Vormittag im Juni 2021 nahm Alina Küttel ihre erste und für lange Zeit letzte Fahrstunde. Auf einem Parkplatz setzte sie sich in den VW Golf, der Lehrer erklärte ihr die wichtigsten Funktionen. Danach lenkte sie das Fahrzeug eine Dreiviertelstunde durch Zürichs Agglomeration. Die Lektion verlief ohne Zwischenfälle. Als Alina nach Hause kam, sackte sie hinter der Wohnungstür auf den Fussboden und stand zwei Stunden nicht mehr auf. So erschöpft war sie.

Alina Küttel, dreiundzwanzig Jahre alt, ist autistisch. Eine Form, die früher als Asperger-Syndrom bezeichnet wurde und heute zu den Störungen aus dem Autismusspektrum zählt. Die Diagnose hat sie im Frühling 2022 erhalten, nach aufwendigen diagnostischen Abklärungen. Davor hatte sie immer geglaubt, hochsensibel zu sein. Tatsächlich gibt es Parallelen zwischen den Diagnosen: Die Forschung geht davon aus, dass das menschliche Gehirn pro Sekunde eine enorme Zahl an Reizen verarbeitet und nur einen Bruchteil davon in unser Bewusstsein weiterleitet. Je nach Priorität werden unsere Eindrücke sortiert, verstärkt oder gedämpft. Bei Menschen mit Autismus oder Hochsensibilität funktionieren diese Filter grobmaschiger. Es dringt mehr durch.

Während man bei Hochsensibilität von einem Persönlichkeitsmerkmal spricht, gilt das Asperger-Syndrom als Kontakt- und Kommunikationsstö-

rung. Der Unterschied liegt in der Art, wie Betroffene die empfangenen Reize deuten. Für Autismusbetroffene ergeben zwischenmenschliche Interaktionen nicht immer intuitiv Sinn. Was ihnen ihr Gegenüber mit einem Lächeln oder einer veränderten Tonlage mitteilen will, verstehen sie häufig nicht, obwohl sie kognitiv problemlos folgen können. Ihr Alltag ist wie ein lautes Lied, das mit doppelt so vielen Stimmen erklingt, aber nicht preisgibt, was zwischen den Zeilen steht. Oft haben sie deshalb Mühe, soziale Kontakte zu knüpfen und zu pflegen.

Das erste Treffen

An einem Winternachmittag treffe ich Alina Küttel zum ersten Mal. Schon länger hatte ich geplant, über das Autofahren mit Autismus zu schreiben. Den Kontakt zwischen uns hergestellt hat ihre Fahrlehrerin Silvia Trinkler. Mit ihr will Alina nach den ersten harzigen Fahrversuchen einen neuen Anlauf nehmen, um die Prüfung doch noch zu schaffen.

Wir haben uns in einem Café verabredet. Am Kragen ihres Samtjacketts steckt eine goldene Käferbrosche, ihre dunklen Haare trägt sie zu einem Zopf geflochten, ihr Gesichtsausdruck ist wie eingefroren. Dabei ist auch: ihre Hündin.

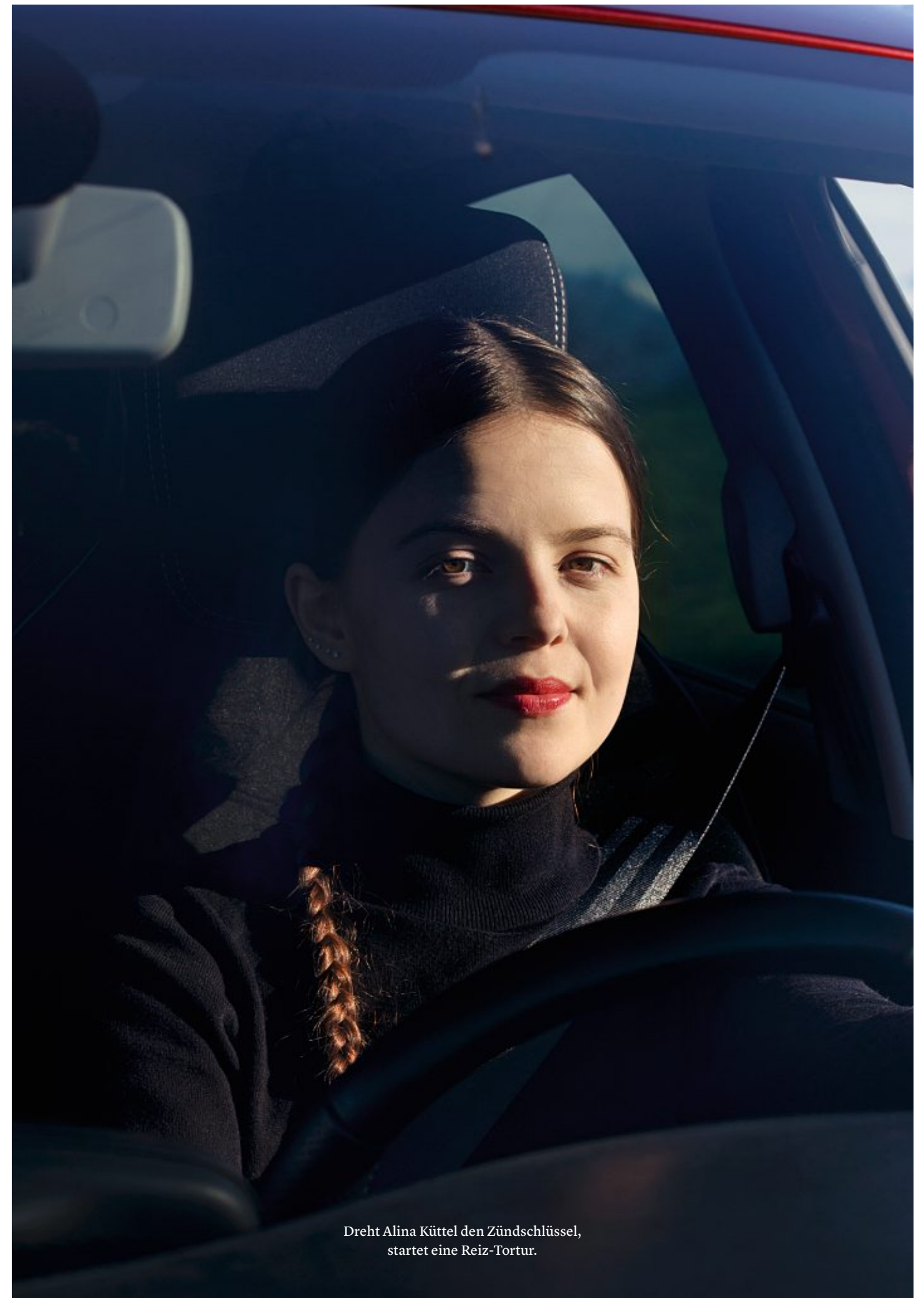
Als wir uns zur Begrüssung die Hand reichen, löst sich ihre angespannte Mimik. Sie setzt sich auf die Polsterbank, bestellt einen Tee. Bevor ich die Audioaufnahme starte, plaudern wir einige Sätze.

«Eigentlich hatte ich nicht vor, überhaupt den Führerschein zu machen.» Es waren ihre Eltern, die sie überzeugten. Mit der Autoprüfung wäre sie im Notfall unabhängig, sie sässe nicht im Zweitausend-Seelen-Dorf fest und wäre in der Lage, ihre Hündin Taskeen zum Tierarzt zu fahren. «Ich konnte rational nachvollziehen, dass es Sinn macht, die Prüfung abzulegen», sagt Alina. «Und ich wusste, dass meine Eltern nicht nachlassen würden.»

Sie selbst hatte nie das Gefühl, dass ihr ohne Führerschein etwas fehlt. Sie hatte ein Generalabonnement. Im Bus gibt es zwar viele Reize. Aber immerhin ist der öffentliche Verkehr genauso durchgetaktet, wie sie es ist. Das macht die Tage an der Universität etwas berechenbarer.

Als sie mir erzählt, welche Kniffe sie im Alltag anwendet, lausche ich gespannt: Am Vorabend notiert sie im Handy die Minute, in der sie tags darauf ihre Wohnung verlassen wird, um sechs Minuten später an der Haltestelle zu stehen, ohne zu schlendern oder zu rennen. Danach notiert sie den Beginn jedes weiteren Programmpunkts ihrer Morgenroutine. Rückwärts bis zur Aufwachzeit.

Klingelt der Wecker, setzt Alina sich rasch auf. Zum Frühstück röstet sie sich eine Scheibe Vollkorntoast und bestreicht sie mit Frischkäse. Sie weiss genau, wie viel Frischkäse es sein muss: ein fingerbreiter Streifen. Das sei die richtige Portion. Vollkorntoast mit Aufstrich gehört zu Alinas *safe food*, ihren bewährten Nahrungsmit-



Dreht Alina Küttel den Zündschlüssel,
startet eine Reiz-Tortur.

teln, weil Geschmack und Konsistenz vorhersehbar sind. Seit Monaten hat sie morgens nichts anderes mehr gegessen. Davor war es wochenlang Porridge ohne Früchte. Denn das Risiko, zum Beispiel einen mehligten Apfel zu erwischen, war ihr zu hoch. Aus Erfahrung weiss sie, was eine solche Geschmacksirritation anrichten kann: Schlimmstenfalls gerät ihr inneres Gleichgewicht für den Rest des Tages aus den Fugen.

Als der Bus nach einem Fahrplanwechsel eine Minute früher fuhr, brachte das ihre komplette Morgenplanung durcheinander. Sich an den Halbstundentakt anzupassen, darin war sie geübt, aber sechzig Sekunden einzusparen war knifflig. Es kam für Alina nicht infrage, eine Minute früher aufzustehen, weil sie den Wecker nur auf Uhrzeiten mit einer 7 stellt: 6.37, 6.47, 6.57.

«Ich halte
Blickkontakt, obwohl
sich das für mich
weder natürlich noch
angenehm anfühlt.»

Rituale geben Menschen mit Autismus Sicherheit. Sie funktionieren wie ein Korsett. Mit jeder eingefädeltten Öse wird ein Stück Spielraum mehr abgeschnürt. Je satter es sitzt, desto mehr stützt es. Im Gespräch fällt es Alina scheinbar leicht, von ihren Gewohnheiten zu erzählen. Doch der Gedanke, dass diese Informationen später detailliert in einem Text beschrieben sind, belastet sie, wie sie mir einmal in einer SMS schreibt. Zu stark sind die Verhaltensweisen autistischer Menschen in der Gesellschaft noch stigmatisiert. Über diese Andersartigkeit sagt Alina einmal: «Wir spüren die kleine Erbse unter der Matratze wie die Prinzessin im Märchen. Also mühen wir uns ab, schleppen eine Matratze

ze nach der anderen heran, und wenn wir am Schluss auf einem lächerlich riesigen Haufen liegen, spüren wir die Erbse noch immer. Es wäre so viel einfacher, sie wegzunehmen. Doch das können wir nicht.»

Die ersten Fahrversuche

Fünf Monate vor ihrer ersten und vorerst letzten Fahrstunde macht Alina im Januar 2021 im Beisein ihrer Mutter den ersten Fahrversuch. Auf dem abgelegenen Parkplatz sind die beiden allein, Sicht- und Bodenverhältnisse sind ideal. Als sie den Familienwagen im Schrittempo über den Asphalt lenkt, denkt sie: «Jesses Gott!»

Es wird jedes Mal dasselbe sein: Dreht Alina den Schlüssel, startet eine Reiz-Tortur. Sie spürt, wie das Auto zu vibrieren beginnt. Sie hört den Motor brummen, wenn sie Gas gibt, und die Blinker klicken, wenn sie abbiegt. Sie hört Regentropfen auf das Blechdach prasseln und Scheibenwischer über das Glas quietschen. Sie sieht Ampeln auf Rot springen und Menschen, die sich am Strassenrand zuwinken. Sie riecht das Kunstleder der Sitze und die rezyklierte Luft im Tunnel, und wenn jemand im Auto ein paar Minuten zuvor einen Energydrink getrunken hat, riecht sie noch die zuckrige Süsse. Die Eindrücke strömen in Alina Küttels Bewusstsein, zeitgleich, wenn sie sie nicht bewusst priorisiert. Es ist, als müsste sie in ihrem Kopf ein zweites Getriebe bedienen, das nur manuell funktioniert.

Bei ihren Lernfahrten trägt Alina stets ihre ausgelatschten Turnschuhe; in ihnen drückt nichts mehr, in ihnen friert oder schwitzt sie nicht. Pullover und T-Shirts dürfen unter dem Sicherheitsgurt nicht beissen oder scheuern, Knöpfe oder Reissverschlüsse sind tabu. Es sind ihre Versuche, im Auto durch Routine ein Stück Kontrolle zurückzugewinnen. Zur Gewohnheit wird es für Alina auch, vor jeder Lernfahrt das blaue L-Schild am Auto zu befestigen.

Während fünf Monaten übt sie mit ihrer Mutter, bis sie im Juni ihre erste Fahrstunde nimmt. Der Fahrlehrer weiss damals nichts von ihrem Autismus. Der Diagnoseprozess ist noch im Gang, auch Alina hat erst eine Vermutung aufgrund der Äusserungen ihrer Therapeutin. Doch sie spürt, was jede

weitere Fahrstunde mit ihr macht: An guten Tagen schafft sie es danach noch aufs Sofa, an schlechten bricht sie zusammen. Fürs Sprechen reichen ihre Kräfte nicht mehr, höchstens noch fürs Weinen.

Die Reize

Für diesen Text treffe ich Alina Küttel zu insgesamt vier Gesprächen. Jedes Mal trägt sie durchsichtige Kunststoffpfropfen in ihren Ohren, um den Umgebungslärm zu dämpfen. Und bei jedem Treffen ist ihre Hündin Taskeen dabei. Manchmal scheint sie unter dem Tisch zu dösen, doch in Wirklichkeit arbeitet sie: Als ausgebildeter Begleithund wird sie mit ihrer Schnauze dazwischengehen, sollte sich Alina bei einer Panikattacke die Arme blutig kratzen, wie das in der Vergangenheit vorgekommen ist.

In ihrem schwarzen Rucksack hat Alina zudem ein Notfalltäschli, ohne das sie das Haus nie verlässt. Mit dem Pfefferminzöl weitet sich ihr Brustkorb leichter, wenn sie panisch und ihr Atem flach wird. Und mit der Wäscheklammer, die sie sich im Notfall an ihren Zeigefinger klemmt, lässt sich wenigstens ein Impuls kontrollieren, wenn sie sich der Umwelt zu sehr ausgeliefert fühlt.

Je mehr Alina in den Gesprächen von sich preisgibt, desto mehr beginne ich zu verstehen, wie unpräzise mein erster Eindruck von ihr im Café gewesen war. Damals nahm ich sie als präzise Gesprächspartnerin wahr, die diese Situation trotz Autismus souverän meistert. Welche Anstrengung sie diese Treffen kostete, sah ich nicht.

Die Expertin

«Dass man manchen Betroffenen ihre Schwierigkeiten im Umgang nicht anmerkt, rührt daher, dass viele von ihnen bereits in der Kindheit lernen, sich anzupassen», erklärt Tanja Schenker. Die Psychotherapeutin arbeitet in Zürich in einer Praxis, die sich auf Kinder und junge Erwachsene auf dem Autismusspektrum spezialisiert hat. Einige würden das Verhalten ihrer Mitmenschen von sich aus studieren und imitieren, um dazuzugehören. Andere würden durch die Erziehung zu gewissen Anstandsgesten gedrängt.

Die Psychologie kennt für diese Bewältigungsstrategie den Begriff des



Der Inhalt von Alinas Notfalltäschli: Die Kunststoffpfropfen dämpfen den Umgebungslärm, das Pfefferminzöl weitet ihren Brustkorb, wenn sie panisch und ihr Atem flach wird.

masking, des Maskierens. Damit kann es Betroffenen zwar gelingen, ihre Kommunikationsschwierigkeiten zu verschleiern, allerdings sei diese Methode kräfteraubend, sagt Schenker: «Während neurotypische Personen, also Menschen ohne Autismus, non-verbale Zeichen intuitiv lesen oder aussenden, müssen Menschen mit Autismus diese bewusst wahrnehmen und deuten oder ausführen.»

Alina spricht von «unsichtbaren Regeln» der neurotypischen Menschen, für die sie Strategien entwickelt hat, um mitzuhalten: «Für mich ist es kein Problem, während einer langen Autofahrt kein Wort zu wechseln. Anstandshalber versuche ich jedoch, diese Stille zu füllen, indem ich ein Gespräch aufbaue oder mich an einem laufenden beteilige. Manchmal zwingt mich, meine Hände stillzuhalten, weil ich fürchte, dass repetitive Bewegungen mit meinen Fingern mein Gegenüber verunsichern oder nerven könnten. Ich reiche zur Begrüssung oder zum Abschied die Hand, obwohl ich niemanden berühren oder so nahe bei mir haben möchte, den ich

nicht gut kenne, und wenn jemand fragt: «Wie geht es dir?», dann sage ich: «Gut» und erkundige mich nach dem Wohlbefinden meines Gegenübers, statt eine ehrliche Antwort zu geben, die womöglich unangenehm wäre. Ich beteilige mich an Small Talk, obwohl ich das Konzept dahinter nicht verstehe, und halte Blickkontakt, um zu beweisen, dass ich zuhöre, obwohl sich das für mich weder natürlich noch angenehm anfühlt. Mit Menschen, denen ich vertraue und mit denen mir wohl ist, gelingt es mir eher, diese Maske abzulegen und mich ihnen so zu zeigen, wie ich bin, wenn ich mich nicht verstellen muss.»

Die Fahrlehrerin

Wird Silvia Trinkler gefragt, weshalb aus ihr eine Fahrlehrerin geworden ist, sagt sie: «Ganz sicher nicht wegen des Autos. Technik interessiert mich null.» Was sie ihren Schülerinnen und Schülern im Auto an Theorie beibringt, wiederholt sich. Tag für Tag. Seit 2007 im Beruf gehalten haben sie die Menschen, die ihr auf dem Nebensitz zuhören. Zu einem Drittel sind das heute

Personen mit besonderen Bedürfnissen; seien es angeborene Beeinträchtigungen, Lernschwierigkeiten oder diagnostizierte Störungen.

Der erste Schüler findet im Jahr 2010 den Weg zu ihr und kann weder hören noch sprechen. Am Anfang zweifelt Trinkler, ob sie dieser Herausforderung gewachsen ist. Die Gebärdensprache beherrscht sie nicht. Sie versucht es auf ihre Art und laminiert Fotos von Verkehrssituationen. Mit diesem Übungsordner und mit Skizzen erklärt sie dem jungen Mann zu Beginn jeder Fahrstunde die Theorie, während er ihr von den Lippen abliest. Unterwegs hält sie plastifizierte Ausdrucke mit Richtungsanweisungen hoch und gibt selbst erfundene Handzeichen, wenn er den Blinker nicht gestellt hat oder zu schnell fährt. Er schafft die Prüfung. Ebenso eine junge Frau, die davor zweimal durchgefallen ist; bei ihrem letzten Anlauf, weil sie während der Prüfungsfahrt nicht auf die Anweisungen des Experten reagiert hat. Niemand hatte ihn über ihre

Fuchs und Jäger



«**Schattenfuchs**» ist ein schmales, aber ein grosses Buch. Kein Roman, wie vom Verlag vermarktet, eher ein kurzes Epos. Es gibt zwar einen erzählerischen Rahmen, die Geschichte eines Pfarrers und eines behinderten Mädchens, aber der isländische Autor **Sjórn**, kurz für Sigurjón Birgir Sigurðsson, hat erkennbar wenig Interesse daran, den Lauf der Dinge ausführlich zu schildern. Er ist auch nicht wichtig.

Was in Erinnerung bleibt, sind einzelne Szenen, Momente, Konstellationen. Bei den meisten Büchern erinnert man sich ja an die Atmosphäre, an Figuren und Bilder. Bei Thomas Manns «Zauberberg» an Madame Chauchat, die mit den Türen schlägt, bei Virginia Woolfs «Orlando» an die Üppigkeit, bei Knut Hamsun an die Kargheit. Die Erzählung ist meist nur das Vehikel, das einen am Lesen hält. Was sich eingräbt, ist etwas Urtümliches, Elementares, der Grundakkord eines Stücks, nicht dessen Details und Ausschmückungen. Bei Sjórn ist es die Jagd.

Ein Mann geht vor hundertfünfzig Jahren in die isländischen Berge, ausgerüstet mit Proviant und einem Gewehr. Er entdeckt einen Fuchs und verfolgt ihn, tagelang. Je länger sie sich umkreisen, desto näher kommen sie einander, wittern ihre Fährten, antizipieren, was der andere gleich tun wird. Als eine Lawine die beiden erfasst, kommen alle Unterscheidungen zwischen Jäger und Fuchs ins Rutschen. Begraben vom Schnee und aneinandergedrückt wie ein Liebespaar, sind beide Verfolger und Verfolgte, Mensch und Tier, tot und lebendig.

Sjórn, der als Liedtexter für die Sängerin Björk bekannt wurde, verdichtet diese Urszenen der Jagd wie in einem Lied, einem Gedicht auf wenige Sätze, die sich einnisten wie ein Ohrwurm. Die ganze Wucht der Katastrophe kündigt sich in sieben zarten Wörtern an:

«Da begann es zu schneien.»
«Es schneite.»

SVEN BEHRISCH

Gehörlosigkeit informiert, und ihm selbst war nichts aufgefallen. Weil sie mit ihm bei der Begrüssung sprach wie jede andere. Dass sie ihm die Sätze von den Lippen ablas, bemerkte er nicht. Um für die Frau beim dritten Anlauf faire Bedingungen zu schaffen, informierte Trinkler das Strassenverkehrsamt über die Beeinträchtigung ihrer Schülerin. Dasselbe machte sie bei einer ADHS-Betroffenen, die beim ersten Versuch durch die Prüfung gefallen war, weil sie sich ohne laute Musik nicht konzentrieren konnte. Beim zweiten Anlauf lief das Radio. Die Frau bestand.

Der erste Fahrschüler mit Autismus sass vor zehn Jahren bei ihr im Auto. Der junge Mann meldete sich, wie die meisten nach ihm, nicht persönlich bei ihr. Der Kontakt wurde von seiner Mutter eingefädelt. Die Fahrstunden waren herausfordernd: Wenn sie ihn auf Fussgänger aufmerksam machte oder ihn bat, vom Gas zu gehen, fuhr er wortlos weiter, als hätte sie nichts gesagt. Bis sie eingreifen musste. Wenn sie ihn lobte, versickerten die Worte genauso im Nichts. Wo andere gelächelt oder sich für den Zuspruch bedankt hätten, blieb er stumm.

Die Stille, die bei Fahrstunden mit Autismusbetroffenen entstand, brachte Trinkler zunächst zum Hadern. Es sei ihr schwergefallen, diese Reaktionsarmut nicht persönlich zu nehmen. Dann wieder ergaben sich Situationen, die sie nicht kommen sah. Einer ihrer Fahrschüler wusste Wochen später noch, an welcher Kreuzung sie ihn in der Vergangenheit korrigiert hatte. «Hier hast du mir dazwischengebremst!», keifte er sie an, als sie das nächste Mal dort vorbeifuhren.

Die Fahrstunde

An einem Freitagvormittag zieht Alina am Bahnhof Altstetten eine Kunststoffbox aus ihrem schwarzen Rucksack. Zur Begrüssung hat sie Trinkler kurz umarmt, nun befestigt sie die Box auf dem Rücksitz des Fahrschulautos. Einmal montiert, sieht sie aus wie ein Korb, der oben offen ist. Es ist die Mitfahrvorrichtung für die Hündin. Bis vor einigen Monaten rechnete Alina nicht damit, sie in die Fahrstunde mitbringen zu dürfen. Aber bis dahin hatte sie ja auch nicht mehr daran geglaubt, dass sie überhaupt noch einmal

Fahrstunden nehmen würde. Seit Alina ihre letzte anstehende Lektion mit dem anderen Fahrlehrer im Juli 2021 abgesagt hatte, war mehr als ein Jahr vergangen. Im August 2022 meldete sie sich bei Trinkler und erzählte ihr im Vorgespräch, dass Taskeen sie in Stresssituationen beruhigt und unterstützt. Sie sagte: «Warum bringst du deine Hündin nicht einfach mit in die Fahrstunde?»

Alina setzt sich auf den Fahrersitz. Ihr Prüfungstermin ist in vier Wochen. Trinkler stellt das Radio aus. «Du kannst einfach losfahren», sagt sie.

Noch vor ein paar Monaten wäre diese Anweisung für Alina ein denkbar schlechter Start gewesen. Wo Vorgaben fehlen, entstehen kleine Luftkammern der Freiheit. Für Alina sind es vergiftete Geschenke. Durch die Unschärfe gerät sie unter Druck, weiss weder vor noch zurück, sitzt im Entscheidungskvakuum. Der Kern ihres Wesens stemmt sich gegen solche Leerräume: Vor einigen Wochen bat Trinker sie auf dem Areal des Strassenverkehrsamts, auf einem Parkfeld ihrer Wahl zu parkieren. «Seitwärts

oder vorwärts? Und auf welcher Nummer?», fragte Alina zurück. Spontane Entscheidungen zu fällen gehörte für Alina zum Lernprozess.

Während der Recherche frage ich mich immer wieder, wie Autistinnen und Autisten lernen, mit der Ungewissheit umzugehen, die der Strassenverkehr mit sich bringt – und wie es ihnen später gelingt, in kritischen Situationen rasch und richtig zu reagieren. Silvia Trinkler sagt: «Der Umgang mit dem Unberechenbaren wird in der Fahrstunde geübt – so paradox es klingen mag.»

Natürlich, so Trinkler, bleibe bei jeder Autofahrt ein Restrisiko an unvorhersehbaren Einflüssen, aber kaum je würden Lernfahrerinnen und Lernfahrer nach der Prüfung wieder so häufig mit Ungewissem konfrontiert wie in der Fahrstunde: Später werden ihre Schülerinnen und Schüler das Ziel und den Weg dorthin selbst festlegen, wenn sie ins Auto steigen. In der Fahrschule weiss nur die Lehrerin, wohin der Weg führt und was das nächste Manöver sein wird. «Das Reagieren im Zustand höchstmöglicher Ungewiss-

heit fordert allen Fahrschülerinnen und Fahrschülern einiges ab», sagt Trinkler. Daher sei die Grundbildung wichtig. So kann es vorkommen, dass sie mit einem autistischen Fahrschüler in mehreren Lektionen zunächst die immer gleiche Runde durch das Wohnquartier dreht und den Radius mit jeder weiteren Fahrstunde um einige Hundert Meter ausdehnt.

«Erklären und wiederholen, wiederholen, wiederholen.» Sei ein Manöver wie das korrekte Einspuren einmal als Routine verinnerlicht, gelinge es autistischen Menschen problemlos, das gefragte Handlungsmuster rasch abzurufen. «An der Lernfähigkeit mangelt es ihnen meistens nicht, im Gegenteil.»

Trinkler sagt, sie erlebe Alinas Ausstrahlung als viel präsenter, als dies bei ihren bisherigen Fahrschülerinnen und Fahrschülern mit Autismus der Fall gewesen sei. «Sie lächelt, reagiert, erzählt von sich. Zwischen uns ist in den vergangenen Monaten eine Verbindung entstanden.»

Alina fährt los, Blinker links. Während der Lektion wirkt sie konzent-

Liebes Arschloch



Von Virginie Despentes
Inszenierung: Yana Ross
Letzte Vorstellungen!
10., 12., 21. Februar & 27. März 2024,
Pfauen
Schauspielhaus Zürich

DAS MAGAZIN N°06 – 2024

«Klasse Schauspiel-Duo!»
Tages-Anzeiger

riert, manchmal antwortet sie leicht verzögert. Als der Plug-in-Hybrid von Elektro- auf Benzinantrieb umschaltet, brummt das Auto kurz auf, und sie scheint für einen Moment irritiert.

Um 13 Uhr biegt Alina wieder auf den Parkplatz am Bahnhof Altstetten ein. Wir verabschieden uns. Zu Hause wird sie sich zuerst hinlegen. An durchschnittlichen Tagen klingelt ihr Wecker nach 22 Minuten und 17 Sekunden wieder, an besonders kräftezehrenden nach 32 Minuten und 17 Sekunden. Später wird sie mir in einer E-Mail schreiben: «Die Fahrstunde war anstrengender, weil jemand Fremdes mitfuhr. Ich schlief für den Rest des Nachmittags.»

Das Strassenverkehrsamt

Am Ende eines unscheinbaren Flurs klebt in der Mitte einer Tür ein blaues Rollstuhl-Piktogramm. Das Büro gehört Philipp Schenk. Er leitet beim Strassenverkehrsamt des Kantons Zürich den Bereich Mobilitätsbehinderung. In seinen Ohrläppchen stecken schwarze Plättchen, sein Bart ist akkurat gestutzt, er bittet an den Besprechungstisch.

Philipp Schenk und sein Team sind beim Strassenverkehrsamt Zürich für jene Menschen zuständig, die ein Auto lenken möchten, dies aber aufgrund ihres körperlichen Zustands womöglich nicht dürfen. Wegen einer angeborenen Beeinträchtigung, einer Krankheit oder nach einem Unfall. Rund achtzig Personen lädt er jährlich zu sich ins Büro, um ihre Fahrtauglichkeit zu überprüfen. Manche kommen freiwillig, andere nach ärztlicher Anordnung, und wieder andere werden eingeladen, weil sie auf dem Lernfahrgesuch an einer entscheidenden Stelle ein Kreuz gesetzt haben. Manchen fehlen nach einem Unfall Arme oder Beine. Andere sind querschnittgelähmt oder leiden an einer Muskel- oder Nervenkrankheit. Im Simulator wird nach einigen Testläufen klar, ob ihre Reaktionsfähigkeit, die Beweglichkeit oder die Kraft in den Füßen oder Händen für die Fahrtauglichkeit ausreichen oder ob technische Hilfsmittel erforderlich sind.

Bei Menschen mit körperlichen Beeinträchtigungen ist der Fall klar.

Komplizierter ist es bei Menschen, für deren Herausforderungen auf dem Lernfahrgesuch kein Kästchen vorhanden ist. Für sie sieht das Gesetz keine Spezialabklärungen vor, trotzdem werden sie es im normalen Prüfungsbetrieb möglicherweise schwer haben. Weil sie gehörlos sind, von ADHS betroffen oder von einer Störung aus dem Autismusspektrum. «Unser Fachbereich war zunächst primär auf körperliche Beeinträchtigungen ausgerichtet», sagt Schenk. Doch dann begann sich vor einigen Jahren etwas zu ändern: Erste Fahrlehrerinnen und Fahrlehrer suchten Kontakt zu ihm, wenn eine Schülerin oder ein Schüler besondere Bedingungen mitbrachte. «Wenn aus medizinischer Sicht nichts dagegen spricht, dass eine Person ein Auto lenkt, und der Prüfungserfolg mit minimalen Hilfestellungen ermöglicht werden kann: Warum nicht?»

Die inhaltlichen Anforderungen seien dieselben, wenn das Team Mobilitätsbehinderung fünf- bis zehnmal im Jahr solche Prüfungen abnimmt, betont Schenk. «Bei der Fahrkompetenz der Prüfungsabsolventinnen und -absolventen machen wir keine Kompromisse.» Spielraum gebe es bei den Rahmenbedingungen: Der Gehörlose erhält eine Prüfungsrouten, die Schenk mit verständlichen Handzeichen und ohne Hektik andeuten kann. Die Frau mit ADHS darf das Radio lauter drehen, wenn es ihrer Konzentration hilft. Und der Mann mit Autismus erhält auf Wunsch einen Prüfungstermin zu einer Randstunde statt mitten am Tag, was ihn komplett aus der Routine reisen würde. Schenk wird ihn bei der Begrüssung fragen, ob er während der Fahrt reden möchte, und wenn er «nur das Minimum» an Interaktion, also bloss die Anweisungen wünscht, wie viele vor ihm, ist das okay. Genauso, wenn er nach zwanzig Minuten kurz anhält, weil er einen starken Leistungsabfall bemerkt. Keine Richtlinie verbietet die Pause, doch im eng getakteten Tagesgeschäft der Fahrprüfungen ist sie schlicht nicht vorgesehen. Philipp Schenk und seinen Experten dagegen ist es möglich, einen Zeitpuffer einzuplanen.

Auch Trinkler hat Alina für die Prüfung bei Philipp Schenks Team angemeldet und damit für ein Novum gesorgt. Zum ersten Mal hat eine Fahr-

lehrerin beim Strassenverkehrsamt des Kantons Zürich angefragt, ob der Begleithund der Fahr Schülerin an der Prüfungsfahrt teilnehmen dürfe. «Wenn es ihr hilft und der Hund korrekt gesichert ist», entschied der Chefexperte, «warum nicht?»

Die Prüfung

Am Tag der Prüfung klingelt Alinas Wecker um 4.27 Uhr. Wie jeden Morgen isst sie ihren Toast. Dann schlüpfte sie in den kakifarbenen Jumpsuit, den sie vor Tagen als Prüfungskleidung ausgewählt hat, weil er auf ihrer Haut nicht kratzt und weder Reissverschluss noch Knöpfe hat. Sie kontrolliert ihr Notfalltäschli mit dem Pfefferminzöl und der Klammer, bevor sie das Haus verlässt. Um 6.30 Uhr holt die Fahrlehrerin sie ab.

Um 7.40 Uhr stehen die beiden wie geplant auf Parkplatz 15 des Zürcher Strassenverkehrsamts. Am Vorabend hat sie die Ankunft in Gedanken durchgespielt: Sie würde ihre Ohrstöpsel montieren, mit Taskeen ein paar Schritte gehen und ihre Lieblingsmusik laufen lassen. Sie ist kaum nervös. Alles läuft gemäss dem Plan, den sie mit Trinkler vor ein paar Wochen erstellt hat. Kurz vor 8 Uhr kommt der Experte auf Alina zu, reicht ihr die Hand. Als Taskeen auf dem Hintersitz gesichert ist, fährt Alina los. Eine Kurve erwischt sie etwas ruppig, es ergibt sich etwas Small Talk. «Ist alles okay, fühlen Sie sich wohl?», fragt der Experte, da und dort gibt er eine Anweisung.

Nach 45 Minuten biegt Alina wieder auf Parkplatz 15 ein. Sie steigt aus, während der Experte ums Auto läuft, um ihr das Resultat bekanntzugeben. Bestanden. DM

LIVIA HÄBERLING ist Redaktorin beim «Anzeiger» aus dem Bezirk Affoltern. livia.haerberling@gmail.com